

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 21 (2008)
Heft: [4]: Alt und Neu auf dem Ballenberg

Artikel: Schmuckstücke : Appezöllerhüüsli bis Zugladen
Autor: Marti, Rahel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-123466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Appenzöllerhüüsli bis Zugladen

Text: Rahel Marti

Appenzell, das heisst bauen auf dem Land im Bestand. Vieles, was das «Haus von Matten» vorführt, wird hier gelebt. Aus Bauern- werden Wohnhäuser, aus Scheunen und Ställen Wohnungen. Auf einer gemeinsamen Fahrt über Land sinniert der Architekt Paul Knill über Tradition, Handwerk, Erfahrung. Aus diesen Geschichten über Häuser und Menschen entstand ein loses Alphabet zur Baukultur.

Appenzöllerhüüsli (Lied)

*En Appenzöllerhüüsli hed Frohsinn ond Verstand
ond luegt mit helle Schiibe id Sonn ond wiit is Land.
Ond send au dTäfel vorne recht bruu ond höbsch verbrennt
Me werd bi öös vom Wetter nütz möndersch as verwennt.
Drom hed au sHuus för dKelti de gschendet Tschoope n a
Ond dFeeschter henne nosse mönd Regetächli haa.
Es stohd i menge Gföhre ond glich i Gottes Hand
ond hed wie dLüt drenn inne vill Frohsinn ond Verstand.*

1-2 Bären, Rehetobel

«Urwaldhaus Wirtschaft zum Bären» heisst das gut 450-jährige Haus mit vollem Namen (Seite 18). Seit 1805 dienen seine Stuben als Wirtschaft, die Meister Michael Fässler 1815 repräsentativ ausbaute; gleichzeitig erhielt das Haus die heutige Südfassade mit Bandfenstern, gestemmtm Täfer und geschindelten Partien. Die langjährige Wirtin «Bären-Frieda» erzählte, die Balken des Strickbaus – sichtbar zum Beispiel im Hauseingang – seien so mächtig, sie müssten aus dem Urwald stammen. Daher der Hausname. Seit 2004 gehört das Haus der Bären-Robach-Stiftung. Mit öffentlichen und privaten Geldern finanzierte sie die Renovation, die Paul Knill mit Dieter Glättli ausführte. Er hielt sich formal zurück; im Bereich der Gastwirtschaft fällt einzig die Front der Toiletten als neuer Eingriff auf. Was noch brauchbar war, wurde belassen, etwa die leicht verbogenen Dachtraufen und Kännel. Das Haus wirkt nicht herausgeputzt, sondern selbstverständlich erneuert. Der Wohnteil erhielt eine Dämmung und geothermische Zentralheizung, man baute eine Restaurationsküche und neue sanitäre Anlagen ein. Der Bären wurde als «Historisches Restaurant der Schweiz 2006» (ICOMOS) ausgezeichnet.

3-4 Bauherrschaft

Wer kauft ein altes Appenzellerhaus und schenkt ihm ein zweites Leben? Unter Paul Knills Bauherren sind Stiftungen, Erbgemeinschaften, Einzelpersonen. Das Roothuus in Gonten (Seite 18) zum Beispiel baute Knill für die Stiftung Zentrum für Appenzellische Volksmusik um. Das imposante Schwarze Haus in Herisau, ein Industriedenkmal, kaufte 1997 die Steinegg-Stiftung und liess es von Knill restaurieren. Bei gemeinnützig-kulturellen Trägerschaften ist das Verständnis für die Bausubstanz meist hoch. Knill muss sie nicht erst überzeugen, mit dem alten Haus sorgfältig umzugehen. «Ideal ist, wenn sich die neue Nutzung dem Raumangebot des Altbaus anpasst; dann reichen wenige, gezielte Eingriffe, um Alt und Neu funktional und gestalterisch zu vereinen.» Anspruchsvoll ist auch, alte Bauernhäuser heutigen Wohnbedürfnissen anzupassen. «Bäder, Küchen, Brandabschnitte, Balkone, helle Räume, bequeme Treppen: Wie erfülle ich heutige Bedürfnisse und erhalte die Nutzbarkeit des Hauses, ohne sein Wesen zu überschreiben? Schwierige, aber schöne Aufgaben.»

Erfahrung

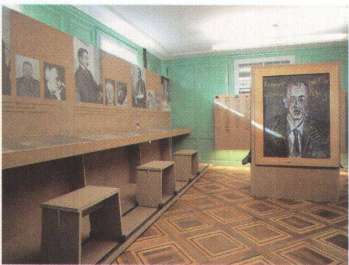
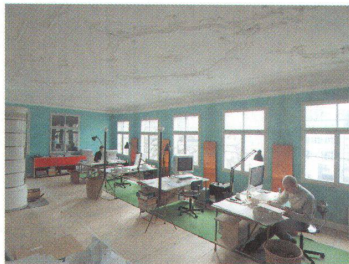
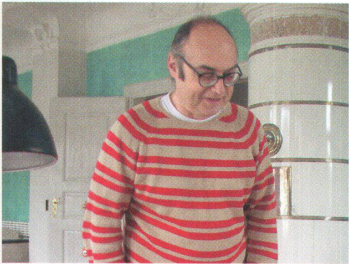
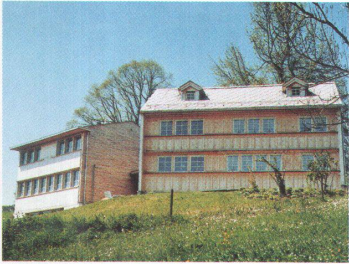
Bäder, bequeme Treppen, Brandabschnitte – Paul Knill muss Elemente in die Bauernhäuser bringen, für die die Häuser kein Vokabular, keine Vorbilder bereithalten, die der Architekt abschauen und neu formen könnte. Er muss sie erfinden. Dabei zähle er auf seine Erfahrung zuerst im Handwerk (Seite 17) und seit Langem als Architekt, sagt Knill. Bei alten Bauten verlange niemand augenfällige Architektur, das komme ihm entgegen: «Es geht mir darum, neue Elemente kunstvoll und unaufdringlich einzufügen.»

Handwerk

«Einer der Gründe, weshalb ich gern hier arbeite, ist die Kompetenz der Handwerker», sagt Paul Knill. Er rühmt alle Sparten. Knorrig seien sie gelegentlich und nicht immer leicht zu überzeugen. «Aber haben meine Ideen Hand und Fuss, lässt man sich darauf ein.» Schreiner und Zimmerleute kennen noch traditionelle Arbeitsweisen – wertvoll beim Umbau historischer Häuser. Rund 200 Holzbaubetriebe existierten in beiden Halbkantonen, schätzt Knill.

5-6 Höhenweg, Herisau

1987 erteilten zwei Schwestern Paul Knill einen seiner ersten Aufträge. Er sollte den Hühnerstall ihres Bauernhauses oberhalb Herisaus in eine Wohnung umbauen, doch Knill riet zum Abbruch des Stalls und zum Zubau eines Wohnhauses. Er untersuchte die Typologie des «Heidehauses» mit traufständiger Fassade und leitete das Vokabular für den Neubau von ihr ab. Die «Weiterentwicklung», wie sie Knill nennt, wirkt heute zeitlos. Erst der zweite Blick nimmt die feinen Unterschiede – Entwicklungen eben – vom Alt- zum Neubau wahr. Keck steht über der neuen Fassade ein kleines Vordach, eine «Dächlikappe». Das Täfer ist ebenfalls gestemmt, aber die Füllungen sind formal einfacher, glatter, abgeklärter. Die Fensterbänder reichen bis in die Gebäudeecken, lassen mehr Licht ins Innere. Der Schindelschirm beider Bauten unterscheidet sich zwar in der Machart, ist nun aber einheitlich silbergrau verwittert. Über die Jahrzehnte glichen sich die Hausteile an. «Heute sieht das harmlos aus», sagt Knill, «damals führte es zu Diskussionen.» Über ein Jahr musste er auf die Baubewilligung warten. «Anknüpfen an die Tradition (Seite 19) ist anspruchsvoller, als sie zu kontrastieren.»



Holz

Tannenholz dominiert, man verwendete es für Strickbauten, Dächer und Fassaden der Bauernhäuser. Möbel und repräsentative Einbauten sind teilweise aus Nussbaum. Paul Knill wählt Eiche für neues «Geradliniges» bei den Umbauten, etwa für neue Treppen. Bei Einbauten wie Bädern und Toiletten, Küchen, Schränken oder Regalen hat Knill eine Vorliebe für die Holzwerkstoffplatten MDF.

7-9 Knill, Paul

Knill lernte Maurer, war Vorarbeiter und bildete sich am «Abendtech» zum Architekt (HTL) aus. Dann studierte er an der Kunstakademie Düsseldorf Architektur. 1987 gewann er mit Bruno Clerici den Wettbewerb für den Hauptsitz der Raiffeisenbank Schweiz in St. Gallen und kehrte mit diesem Auftrag in der Tasche zurück. Beim ersten Bauabschnitt war er federführend. Seit zehn Jahren ist Knill ausschliesslich von Herisau aus tätig. Er wohnt und arbeitet im Haus am Platz 1. Die Stube der Wohnung im zweiten Stock dient als Sitzungszimmer; die lange eingelagerten flämischen Landschaftsmalereien, die die Stube einst schmückten, liess Knill restaurieren. Daneben hat er eine umfangreiche Bibliothek eingerichtet.

Zuoberst im Haus liegt das Büro. Die Mitarbeiterinnen arbeiten im prächtigen, barocken Festsaal, den die berühmten Stuckateure Moosbrugger ausgestattet haben. Gehört das Haus Paul Knill? «Es ist umgekehrt, ich gehöre dem Haus. Ich habe es für einige Zeit in Obhut.» Das Büro wird klein bleiben, dafür engagiert sich Knill in einem «weit abgesteckten kulturellen Umfeld». Er ist eingebunden ins Netzwerk der Region (Seite 18) und darüber hinaus, →

→ er engagiert sich für regionale Baukultur in der «Gruppe Architektur», als Präsident des BSA Ostschweiz, als Experte in Jürys oder in Orts- und Stadtbildkommissionen.

Landschaft

Einzelhöfe, «Heemetli», prägen bis heute die Appenzeller Landschaft. Und die Landschaft prägt bis heute das Appenzeller Kunsthandwerk: Bauernmalerei auf Fassaden und Eimerböden, Weissküferei, Sennensattlerei. Auffällig ist die parallele Stellung der «Heemetli». Sie sind nach Süden gerichtet, aber «um eine Stunde nach Osten gedreht», erklärt Paul Knill. So erhielten die Webkeller früh Tageslicht und die Sonne trocknete auch die Rückfassaden.

10-14 Luser, Gais; umgebaut 2004

Für eine Familie mit zwei Kindern nutzte Paul Knill den Luser um, ein klassisches Appenzellerhüüsli (Seite 16) mit quer angebautem Stall. Es liegt an grandioser Lage über Gais, man blickt rundum in die Appenzeller Landschaft (Seite 18). Der Stall blieb unverändert erhalten, dient als Garage, Waschküche und Lager. Den Durchgang zwischen Stall und Haus gestaltete Knill zu einem überhöhten Raum mit grossem Fenster. Dieses lässt sich hochziehen und die Öffnung sommers mit einer Lattenjalousie schliessen. Der Raum erfüllt den Wunsch nach Höhe und Weite; im Haus blieben die Decken niedrig und Knill verschob keine einzige Wand. Stube und Nebenstube liegen wie zuvor, dienen als Wohn- und Esszimmer. Neue Einbauten bestehen aus weiss gestrichenem MDF, etwa der Küchenkorpus, der die Rückseite des Erdgeschosses räumlich geschickt einteilt. Neue Treppentritte aus Eiche führen in den mittleren Stock mit dem Zimmer der Eltern und hinauf in die Firstkammer, die eine eingehängte Schiebewand für die Kinder teilt. Der Luser in Gais ist ein altes Haus geblieben, fein erneuert für das Wohl der heutigen Bewohner.

Nachhaltigkeit

Das Lied übers Appenzellerhüüsli (Seite 16) eingangs des Alphabets erläutert dessen Nachhaltigkeit: Strickbau mit Fensterreihen und «vorgehängter» und mit Vordächern geschützter Täferfassade nach Süden; wenige Öffnungen, Schindelschirm und knapper Dachvorsprung auf der Wetterseite. Im Innern führt dies zu markanten Lichtunterschieden, etwa zwischen Küche und Stuben – auch ein Charakterzug des Appenzellerhauses.

Namen

Bären (Seite 16), Schwänen (Seite 19), Luser (Seite 18), Fünfeckpalast, Schwarzes Haus, Roothuus (Seite 18). «Die Häuser, die wir umbauen, haben meist Namen. Es sind Persönlichkeiten, mit denen wir uns unterhalten», sagt Paul Knill.

Netzwerk der Region

Ausserhalb seines Büros arbeitet Paul Knill in Verbänden und Gremien und engagiert sich als Berater für gutes Bauen. Im Museum Herisau gestaltet er mit dessen Leitung Ausstellungen, etwa das Robert-Walser-Zimmer. Der Schriftsteller lebte über zwanzig Jahre in der psychiatrischen Klinik Herisau. Das Zimmer sei die einzige Dauerausstellung, die sich Walser allein widme, bemerkt Knill nicht ohne Stolz. Die Verflechtung zeigt: Wer Ideen hat und tatkräftig ist, kann im ländlichen Umfeld viel anpacken und bewirken. Die Wege sind kurz, die Mentalität ist vertraut. «Aber man muss seine Taten unmittelbar verantworten,

man kann nicht abhauen, das Umfeld wechseln.» Er handle bewusst aus der Region heraus, aber sein Horizont ende nicht an deren Rand, charakterisiert sich Knill. Der regional engagierte Architekt ist, wie der Landarzt, vom Aussterben bedroht. Das Wissen, das zur Pflege der regionalen Tradition (Seite 19) des Bauens unentbehrlich ist, droht verloren zu gehen. In St. Gallen gibt es nur wenige junge, tatkräftige Büros, im Appenzellerland ebenfalls. Knill, dem Präsidenten des BSA Ostschweiz, macht das Sorgen.

Ratzliedli

Land und Leute, auch die Baukultur, sind Motive der Appenzeller Volkslieder, auch der Ratzliedli. «Ratz» meint «zum Tatz / zum Trotz», also necken, reizen, hänseln – «Spass- und Spottgesang», erklärt das Büchlein «Ratzliedli für en Hosesack», das über 600 Liedstrophen zu 37 Melodien versammelt. Herausgegeben hat es die Stiftung Zentrum für Appenzellische Volksmusik, die seit 2007 im Roothuus (Seite 18) in Gonten wirkt. Zwei Ratzliedli-Strophen:

*Vors Huus khört en Bronne
vors Fenschter e Chatz
ond zome lotschtege Mäteli
khört alewile en Schatz. /
Ond e nigelnagelneus Hüüsli
ond e nigelnagelneus Tach
ond e nigelnagelneus Schätzli
wie freut mi die Sach.*

15-16 Roothuus in Gonten; umgebaut 2007

Das Roothuus, um 1765 erbaut, birgt im zweiten Stock eine Wirtsstube und im dritten den Festsaal, bemalt mit gedrehten Säulen, Muscheln und Fantasielandschaften. Wirtshaushäuser wurden nicht hinaufgelassen, er war besonderen Anlässen vorbehalten. Das Haus gehörte der Stiftung Pro Innerrhoden, sie schenkte es 2005 der Stiftung Zentrum für Appenzellische Volksmusik. Im Auftrag dieser Bauherrschaft (Seite 16) sanierte Paul Knill das Haus für 1,4 Millionen Franken. Im gemauerten Sockelgeschoss liegt das Archiv, auch im übertragenen Sinn Sockel der Stiftung. Darüber liegen Musik-, Arbeitsräume und die Bibliothek mit über 1500 Schriften zur Volksmusik.

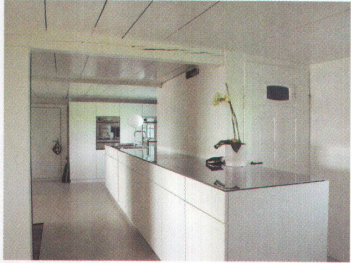
Knill baute ein Office und Toiletten ein, verlegte im ersten Stock teilweise neue Böden, unter anderem ein behertzt oranger Linoleum. Die einzigen strukturellen Eingriffe: «Wir legten im Hinterhaus eine Kaskadentreppe an und organisierten damit auch die Fluchtwege und Brandabschnitte.» Frühere Modernisierungen wie maserierte Türen und Krallentäfer belies er, setzte weitere, sichtbare Schritte hinzu. Um die weichen Böden zu versteifen, waren neue Träger nötig; Knill entwickelte mit dem Waldstätter Ingenieur Hermann Blumer einen Holzträger mit dünnen Stahlbändern oben und unten, der fast so stark ist wie ein Stahlträger. Das Roothuus erhielt nach hundert Jahren Beige sein kräftiges Rot zurück, abgeleitet vom Pigment «Caput Mortuum» (Totenkopf). Der Schindelschirm der Seiten- und Hinterfronten ist neu; die Mitarbeiter des Behindertenwerks Valida grundierten jede Schindel von Hand. Die Südfassade war im 19. Jahrhundert modern, also flächig umgestaltet worden, man hatte Strock- und Pfettenköpfe abgesägt. Nun kam barocke Malerei zum Vorschein. Um sie wieder zu zeigen, entwarf Paul Knill eine neue Fassade, entwickelt aus den spezifischen Bedingungen heraus: «In dieser Form gab es diese Fassade nicht und doch erscheint sie in der handwerklichen Umsetzung typisch.»

Schräge Böden

Beim Mittagessen im **Bären** (Seite 16) in Rehetobel schenkt die Wirtin Grappa ein, mit Augenzwinkern: «Ich habe über die Marke eingesehen, weil dieser alte Boden so schräg ist.» Knill entgegnet schlagfertig: «Als Architekt lernt man daraus: In alten Häusern nie die Böden begradigen.»

17-19 Schwanen, Gais; umgebaut 2006

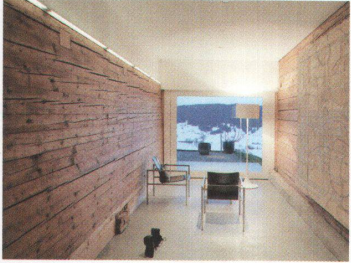
Das Wohnhaus mit Wirtsstube und quer angebautem Stall von 1733 übernahmen Walter und Margrit Walser aus einer Erbgemeinschaft. Sie wollten das Haus neu nutzen, auch wirtschaftlich. Paul Knill unterteilte das Wohnhaus in zwei Partien, ohne eine Wand zu verschieben. Den bisher ungenutzten Zugang an der Frontseite aktivierte er als zweiten Eingang. Vom Stall liess er das Dach bestehen samt krummer Untersicht und Schindelschirm an der Giebelseite. In einer Bauphase ragte das Dach wie ein Kranarm aus dem Haus hervor. Darunter wurde ein Neubau mit zwei Geschosswohnungen erstellt. Auf der strassenabgewandten Seite plante Knill Loggien, was Diskussionen über die **Tradition** (Seite 19) auslöste. Heute, nach dem Bau der Loggien, bilden Haus und Stall ein Ensemble; die unbehandelte Holzfassade des Neubaus wird verwittern und sich Jahr für Jahr dem Bild des alten Stalls angleichen.



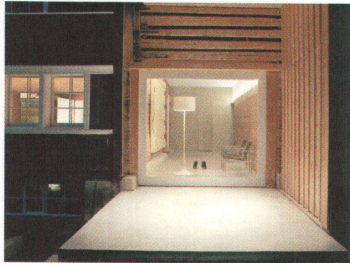
11



12



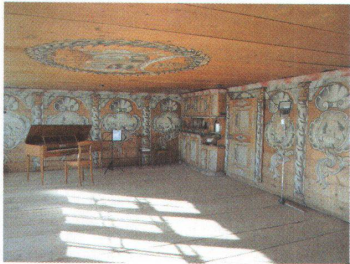
13



14



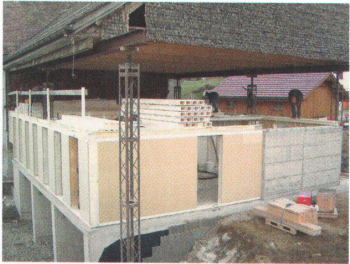
15



16



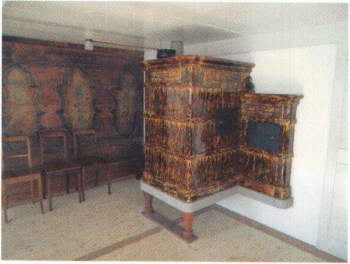
17



18



19



20

20 Tigerlikacheln

Gold- und dunkelbraun gesprenkelte Kacheln heissen im Appenzellerland Tigerlikacheln. Sie zieren alte Stubenöfen. Als Paul Knill im **Roothuus** (Seite 18) in Gonten einen solchen alten Stubenofen mit «Tigerlimuster» einbauen wollte, reklamierte der Hafner: In Innerrhoden seien die Öfen grün! Doch Knill entdeckte unter den kaputten Kacheln, die den ehemaligen Ofen des Rothauses abdeckten – oben, wo es niemand sah – Tigerlikacheln. Der Hafner war besänftigt und ist auf den eingebauten alten Ofen stolz.

Tradition

Was ist ein **Appenzellerhüüsli** (Seite 16)? Dazu hat jede und jeder eine Meinung, der Baugeschichtsforschung zum Trotz. Hatten die Fenster früher verschiedenartige Sprossenteilungen, gehört heute nach Ansicht manches Baubeamten die konfektionierte Sechserteilung zum Appenzellerhaus. Die Entwicklung des Appenzellerhauses steht seit dem 19. Jahrhundert still, während sich die Bedürfnisse an die Häuser verändern und neue Konzepte verlangen. Der Architekt muss also Erfindungen machen. Was ist korrekt, was passt, was gehört sich? In diese Auseinandersetzung investiert Paul Knill viel. Bis seine Projekte bewilligt wurden, rang er oft lange mit den zuständigen Behörden. «Beharrlichkeit in der Suche nach zeitgemässen Lösungen ist die Voraussetzung, um die Häuser weiterzuentwickeln und damit die Tradition zu erhalten.»

Zugladen

Beim **Roothuus** (Seite 18) in Gonten setzte Paul Knill schraubbare Federn ein, die die Zugladen in der Nutleiste führen. So lässt sich der Laden, geht er einmal kaputt, ohne Abbau der Fassade demontieren. Sonst ist alles beim Alten geblieben: massives Tannenholz für den Laden, ein Lederriemen für den Zug, oben arretierbar. Die Federlösung sei nicht innerrhodisch, wurde kritisiert. «Auch nicht ausserrhodisch», meint Paul Knill, «aber praktisch.» •

Fotos: Paul Knill (5-6, 8-9), Toni Küng (3-4), Emanuel Sturzenegger (1-2, 10-11, 16), Daniel Amman (12-14), Monika Ebner (7, 17-20), Urs Wilhelm (15).